



Winfried Ulrich

Wortschatzarbeit im
muttersprachlichen Deutschunterricht

Wörter

Wörter

Wörter



Anleitung und praktische Übungen mit 204 Arbeitsblättern
in Form von Kopiervorlagen



Winfried Ulrich

Wörter, Wörter, Wörter

Wortschatzarbeit im muttersprachlichen Deutschunterricht

Anleitung und praktische Übungen
mit 204 Arbeitsblättern
in Form von Kopiervorlagen



Schneider Verlag Hohengehren GmbH

Gedruckt auf umweltfreundlichem Papier (chlor- und säurefrei hergestellt).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN-13: 978-3-8340-1205-0 – **4. unveränderte Auflage**

Schneider Verlag Hohengehren, Wilhelmstr. 13, D-73666 Baltmannsweiler

Homepage: www.paedagogik.de

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei einer entsprechenden Nutzung für Unterrichtszwecke!

© Schneider Verlag Hohengehren, 73666 Baltmannsweiler 2020

Printed in Germany – Druck: Format Druck, Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Programmatisches Vorwort	1
I. Was ist ein Wort?	3
II. Was ist ein Lexem?	6
III. Was sind Bedeutungen?	8
IV. Wie lassen sich Bedeutungen beschreiben?	13
V. Wie speichern wir unseren Wortschatz im Gedächtnis?	22
VI. Wie erweitern und vertiefen wir unseren Wortschatz?	29
VII. Wie fördern wir die Wortschatzerweiterung und die Wortschatzvertiefung im Unterricht?	33
VIII. Exemplarische Übungen und Arbeitsblätter für die Wortschatzarbeit in den Klassenstufen 5–13	43
Arbeitsblätter	47
Lösungen	251
Literaturhinweise	305

Am Anfang war das Wort. (Evangelium des Johannes 1,1)

Es gibt eine starke Korrelation
zwischen Wortschatz und Lesefähigkeit:

Wer mehr Wörter kennt, versteht Texte besser.

Programmatisches Vorwort

Internationale Vergleichsstudien (wie PISA) bescheinigen deutschen Schülern und Schülerinnen eine geringe Lesekompetenz und bestätigen damit, was Lehrer und Lehrerinnen im muttersprachlichen Deutschunterricht täglich feststellen können: Sowohl im Gespräch wie beim Lesen und Schreiben von Texten haben die Lernenden oft Schwierigkeiten, andere genau zu verstehen, noch größere Schwierigkeiten aber, sich anderen klar und eindeutig verständlich zu machen.

Eine wichtige Ursache für diese Verständigungsprobleme besteht darin, dass der von den Schülern beherrschte Wortschatz nicht umfangreich und ausdifferenziert genug ist. Aufgabe der Schule ist es, diesen Zustand zu ändern, soweit das mit Unterrichtsmaßnahmen möglich ist. Die lange Zeit sträflich vernachlässigte Wortschatzarbeit muss wiederentdeckt und hinsichtlich der Ziele und Methoden neu begründet werden.

Dies ist auch deshalb dringend erforderlich, weil ein ausreichender Wortschatz nicht nur für die zwischenmenschliche Verständigung unentbehrlich ist, sondern auch die Begriffe bereitstellt, die uns erst das Denken ermöglichen.

Früher als Sprachlehrer an den allgemeinbildenden Schulen und Sprachdidaktiker an den Universitäten und Pädagogischen Hochschulen haben Sprachwissenschaftler die herausragende Bedeutung des Wortschatzes für alles sprachliche Handeln erkannt. Zu verdanken ist das dem Einfluss der Kognitionswissenschaften, besonders der kognitiven Psychologie. Sie erforscht die komplexen geistigen (mentalen) menschlichen Fähigkeiten von der Sinneswahrnehmung über die geistige Verarbeitung von Informationen, ihre Speicherung im Gedächtnis bis zu ihrem Wiederabruf aus dem Gedächtnis bei Bedarf. Dabei spielt das im Gedächtnis gespeicherte sprachliche Wissen eine entscheidende Rolle. Wörter fungieren als Zeichen, mit denen man auf Erscheinungen der Erfahrungswelt gedanklich zurückgreifen, auf diese hinweisen und mit deren Hilfe man sich über diese verständigen kann.

In der älteren und der neueren Sprachwissenschaft, der Linguistik, ist man viele Jahre davon ausgegangen, dass der Satz die zentrale und wichtigste Erscheinung der Sprache ist. So bildet die Syntax als Theorie der Satzbildung in fast allen Modellen den Kern der Sprachanalyse und Sprachbeschreibung. Das gilt nicht nur für die traditionelle lateinische Schulgrammatik, sondern auch für die Generative Transformationsgrammatik sowie für die Dependenz- oder Valenzgrammatik. Seit einigen Jahren aber kehren sich die Verhältnisse um: Immer mehr setzt sich die Erkenntnis durch, dass ein großer Teil davon, was bei der Satzbildung erfolgt, von der Wahl der beteiligten Wörter abhängt. Sie stehen am Anfang und nicht am Ende eines Satzbildungsprozesses. Nicht die Syntax, sondern der Wortschatz, Lexikon genannt, steht im Zentrum sprachlichen Handelns und der Sprach-

beschreibung. „Language consists of grammaticalised lexis, not lexicalised grammar.“ (Lewis M., 1993, 89)

Dieser Wandel in der Sprachwissenschaft muss in Zukunft auch in der fachdidaktischen Forschung und Lehre an den Universitäten, in der Lehrerbildung in den Studienseminaren und vor allem in der Unterrichtspraxis an den Schulen Konsequenzen haben. Und solche Konsequenzen führen zwangsläufig zu einer einzigen programmatischen Forderung:

Fort von einem satz- und syntaxzentrierten Grammatikunterricht hin zu einer wort-schatzorientierten Sprachreflexion im Unterricht!

Wenn diese Forderung erfüllt werden soll, setzt das freilich eine radikale Umbesinnung bei den Beteiligten voraus, besonders bei den Lehrkräften, die gegenwärtig und in Zukunft Deutschunterricht erteilen. Große Veränderungen sind dann ebenfalls notwendig im Blick auf eine Neuformulierung der Lernziele im Lernbereich „Reflexion über Sprache“, auf die gewählten Unterrichtsmethoden und die einzusetzenden Arbeits- wie Übungsmaterialien. Die vorliegende Handreichung soll bei dieser Umstellung helfen. Möge sie in diesem Sinne innovativ und anregend sein!

Für die Mitarbeit an den Arbeitsblättern danke ich Laura Ballin, Maike Eggers und Judith Rapp und für die Anlage eines druckfertigen Manuskripts Ulrike Zander-Röpstorff.

Kiel, im Sommer 2006

I. Was ist ein Wort?

Wörter sind unser Tor zur Welt, Wörter sind unser Weg zu den Menschen: Sie ermöglichen uns das Denken, sie sind die Grundlage unserer Verständigung miteinander.

Wörter bilden die Grundlage der Sprache. Für die meisten Menschen sind die Wörter schlicht die Sprache. Ohne Grammatik und ihre Regeln kann man nur schlecht kommunizieren – man denke etwa an das „gebrochene Deutsch“ von Touristen oder Gastarbeitern – ohne Wörter aber überhaupt nicht. Ohne Wörter ist man sprachlos, kann keinen einzigen Satz bilden, ja nicht einmal die für eine Sprache typischen Lautverbindungen und Klangmuster produzieren. Vor allem aber: Man kann ohne Wörter keine Bedeutungen vermitteln, keine Erkenntnisse, Vorstellungen, Gefühle an andere weitergeben.

Jedermann weiß, was ein Wort ist, oder glaubt zumindest, es zu wissen. Sobald es aber um eine genaue, gar eine wissenschaftliche Abgrenzung und Unterscheidung von wortähnlichen Gebilden geht, erweist sich das „Wort“ als eine der umstrittensten und am schwersten zu fassenden Kategorien der Sprachwissenschaft. Bereits der allgemeine Sprachgebrauch deutet auf Unterschiede bei der Verwendung der Bezeichnung hin:

- *Ich suche ein Wort mit fünf Buchstaben.*
- *Formuliere einen Satz mit sechs Wörtern.*
- *Du kannst mir doch nicht das Wort abschneiden!*
- *Genug der Worte, jetzt folgen Taten!*

Die Pluralform *Wörter* zielt auf „Vokabeln“ der gesprochenen oder geschriebenen Sprache, auf einzelne Elemente des Wortschatzes eines Individuums oder einer Sprachgemeinschaft, die aus gesprochenen Lauten bzw. geschriebenen/gedruckten Buchstaben bestehen und etwas bedeuten (*Tisch, lesen, groß, Fußball, täglich, hier, er, weil*).

Die Pluralform *Worte* zielt dagegen auf die Verwendung des Ausdrucks *Wort* für eine ganze sprachliche Äußerung, die in der Regel aus mehreren Einzelwörtern besteht, ja auf die Rede einer Person insgesamt. Vgl. auch: *Das Wort zum Sonntag*. – *Er macht schöne Worte*. Dieser Sprachgebrauch unterstreicht die Tatsache, dass für den Nichtfachmann Wörter und Sprache identisch sind.

Solche *Worte* können umfassende sprachliche Handlungen repräsentieren und insofern als „nur sprachliche“ einen Gegensatz zum tatkräftigen außersprachlichen Handeln bilden.

Am einfachsten scheint eine (ortho-)graphische Definition zu sein, nach der das Wort eine Buchstabenfolge ist, die auf beiden Seiten durch Leerstellen/Abstände oder ein Satzzeichen vom Kontext abgegrenzt ist. Nach dieser praktischen Festlegung werden etwa die Wörter in einem Telegramm oder in einem Schulaufsatz gezählt. Eine solche intuitive Definition birgt aber Probleme. Nicht nur ist die Schrift gegenüber der gesprochenen Sprache das sekundäre Zeichensystem, und den Abständen zwischen Wörtern entspricht keineswegs immer eine Sprechpause. Auch geschriebene Sprache enthält theoretische und praktische Schwierigkeiten der Wortabgrenzung.

Ist es wirklich sinnvoll, *anrufen* als ein Wort und *ruft an* als zwei Wörter zu zählen? Wie steht es mit *Auto fahren* und *radfahren*, mit *zufällig* und *durch Zufall*, mit *unvorsichtigerweise* und *ohne vorsichtig zu sein*, mit dem älteren Ausdruck *des tages licht* gegenüber dem

neueren *das Tageslicht*, mit dem mhd. *edel âr* gegenüber dem im Nhd. „verschmolzenen“ *Adler*?

Außerdem: Sollen verschiedene Flexionsformen eines(?) Wortes als mehrere Wörter(?) gelten, also z. B. *fragen, fragst, fragte, gefragt* oder etwa *bin, sind, waren, gewesen* und *gut, besser*? Da nur die grammatische Form sich ändert, nicht aber die Wortbedeutung, wohl nicht. Es sind nur verschiedene Wortformen eines einzigen Wortes, das in Wörterbüchern unter seiner Nennform oder Zitierform nachzuschlagen ist (bei Verben ist das der Infinitiv, bei Substantiven der Nominativ im Singular).

Und wie steht es mit Wörtern(?) gleicher Form, aber verschiedener Bedeutung, den sogenannten „Homonymen“, wie *Bauer* im Sinne von <Landwirt> und *Bauer* im Sinne von <Vogelkäfig>? Sind das Adjektiv *hoch* und das Substantiv *das Hoch* dasselbe Wort oder zwei Wörter? Oder soll gar jedes Auftreten des gleichen Wortes im Satz oder Text als eigenes Wort gezählt werden? Dann enthielte der Satz *Trink, trink, Brüderlein, trink!* nicht zwei, sondern vier Wörter!?

Eine graphische Definition ist offensichtlich zu formal und zu sehr an die schriftliche Erscheinungsform von Sprache gebunden. Sie vernachlässigt zu sehr die Bedeutung und die grammatische Funktion der Wörter. Es liegt deshalb nahe, das Wort als die kleinste selbstständig Bedeutung tragende Einheit der Sprache anzusehen. So verbindet jeder, der die deutsche Sprache erlernt hat, mit *Tasse* die Vorstellung von einem konkreten Gegenstand mit bestimmten Merkmalen, mit *Neid* die Vorstellung von einem Gefühl, mit *lachen* die von einer Tätigkeit, mit *klug* die von einer menschlichen Eigenschaft.

Doch auch diese semantische Definition bereitet Probleme. Sind zusammengesetzte Wörter wie *Haustür, weiterfahren, hellrot* und abgeleitete Wörter wie *häuslich, Fahrt, Unmensch* keine Wörter, weil man sie in kleinere Bedeutungsträger, nämlich in einfache Wörter (*Haus* und *Tür*) und in nachgestellte Wortbausteine, Suffixe (*-lich, -t*) bzw. vorangestellte Wortbausteine, Präfixe (*un-*) zerlegen kann? Als „kleinste Bedeutung tragende Einheit“ definiert man in der Linguistik nicht das Wort, sondern den Wortbaustein, das Morphem. Es kann als freies Morphem ein selbstständiges Wort sein; als gebundenes Morphem bildet es zusammen mit einem freien Morphem (voran- oder nachgestellt) ein komplexes Wort:

	+ freies Morphem	→	<u>Natur</u> -mensch
<i>Mensch</i>	+ nachgestelltes Morphem/Suffix	→	mensch- <u>lich</u>
	+ vorangestelltes Morphem/Präfix	→	<u>Un</u> -mensch

Mit Flexionsendungen dagegen, den grammatischen Morphemen, bildet man kein neues Wort, sondern verändert nur die Form eines Wortes, wobei seine Bedeutung sich nicht verändert: *Mensch – Mensch-en, fahr-e – fahr-en, klein – klein-er*.

Wie aber lässt sich die Bedeutung von Wörtern wie Artikeln (*der, die*), Konjunktionen (*falls, und*) Präpositionen (*in, bei*) und Pronomen (*er, ihnen*) erfassen? Sie bestimmen nur die grammatisch-logischen Beziehungen der Wörter und Wortgruppen im Satz zueinander. Deshalb trennt man die Angehörigen dieser Wortarten als Funktions- oder „Formwörter“

von den eigentlichen „Inhaltswörtern“, nämlich den Substantiven, Verben, Adjektiven, Adverbien.

Sollte man das Wort deshalb lieber syntaktisch als „kleinere freie Form“ der Sprache innerhalb und außerhalb von Sätzen definieren? Gemeint wäre damit, dass dem Wort eine gewisse Unabhängigkeit zukommt, etwa in einer Reporteräußerung wie *Flanke! Schuss! Tor! Ja! Tor!* oder in Einwortäußerungen wie *Hilfe! Los!* und *Feuer!* Einen solchen Unabhängigkeitstest bestehen Wörter wie *weil* oder *ein* aber auch nicht. Es ist schwer vorstellbar, dass sie ohne Begleitung durch andere Wörter verwendet werden.

Als Ergebnis der bisherigen Überlegungen lässt sich festhalten:

- (1) Intuitive Wortdefinitionen machen durchaus Sinn, führen aber genauso wenig zu einem zufriedenstellenden Ergebnis wie rein (ortho-)graphische oder syntaktische. Denn es gibt viele Wörter, die diesen Definitionen nicht entsprechen.
- (2) Einfache semantische Wortdefinitionen führen zu Abgrenzungsschwierigkeiten gegenüber dem Morphem. Dabei sind ein einfaches Wort (das aus einem einzigen Morphem besteht) und ein komplexes Wort (Wortbildung aus mehreren Morphemen) zu unterscheiden.
- (3) Das Wort darf nicht mit der Wortform (Flexionsform) gleichgesetzt und verwechselt werden, die Wortbildung nicht mit der Wortformbildung (Deklination, Konjugation, Steigerung). Verschiedene Wortformen, erst recht Wiederholungen der gleichen Wortform, zählen nicht als verschiedene Wörter.
- (4) Wörter können die gleiche Gestalt aufweisen und doch verschiedene Wörter mit verschiedenen nicht zusammenhängenden Bedeutungen sein (Homonyme wie: *der Bauer – das Bauer, der Tau – das Tau*). Andererseits kann ein einziges Wort mehrere verschiedene Bedeutungen/Lesarten haben, die untereinander inhaltliche Beziehungen aufweisen (Polysemie wie bei *Gang*: <Art zu gehen>, <Straße>, <Motorbewegung>, <Teil eines Menüs>).
- (5) Offenbar weisen Wörter verschiedene Merkmale auf, die aber nicht in jedem Fall alle vorhanden sein müssen. Es gibt mehr oder weniger „typische“ Wörter. Allein der „Prototyp“ eines Wortes hat in jeder Hinsicht Wortcharakter:
 - Er ist in mündlicher Rede wie in der Schrift isolierbar.
 - Er ist selbstständiger Bedeutungsträger.
 - Er besteht aus einem einzigen (freien) Baustein/Morphem und gilt dann als einfaches Wort, oder er besteht aus mehreren Bausteinen/Morphemen und gilt dann als komplexes Wort.

Bei all den erwähnten Schwierigkeiten einer Begriffsabgrenzung erscheint es ratsam, einen anderen eindeutigen Terminus einzuführen und zu gebrauchen, ohne freilich auf den Ausdruck „Wort“ ganz zu verzichten. Der z. T. konkurrierende Terminus ist: das „Lexem“.

II. Was ist ein Lexem?

Der in unserer Standardsprache nicht vorkommende Begriff lässt sich in der linguistischen Fachsprache eindeutig definieren: Das „Lexem“ ist die Grundeinheit des „Lexikons“, des Wortschatzes einer Sprache. Dieser besteht aus vielen Einzel-Lexemen, den im Gedächtnis gespeicherten Sprachzeichen. Wer den Wortschatz untersucht und beschreibt, tut deshalb gut daran, sich dieses Terminus zu bedienen. Er ist eine abstrakte Größe, die auf mehrere der vorher angeführten „Wörter“ zu beziehen ist und diese zusammenfasst: Das Lexem *anruf* (in einem Wörterbuch als Stichwort mit der Infinitivendung der Verben aufgeführt: *anrufen*) vereinigt in sich die Wortformen *anrufen, angerufen, rufen an, riefst an, ruf an, rief an ...* Das Lexem *Haus* (ins Wörterbuch in der Form des Nominativs Singular aufgenommen) vereinigt in sich die Wortformen *Hauses, Häuser ...* und das Lexem *gut* auch die Wortformen *gute, besser, best(er) ...* Selbstständige verwandte Lexeme mit dann selbstverständlich auch eigenen Bedeutungen sind dagegen komplexe Wörter wie *Telefonanruf, Anrufung, Hausfrau, hausen, Behausung, gütlich, Verbesserung ...*

Auch homonyme Lexeme sind immer verschiedene Wörter mit verschiedenen Bedeutungen, nur eben gleich lautende Wörter wie *Lerche – Lärche* (= Homophone), eventuell auch gleich geschriebene wie *Tau – Tau*, manchmal nur gleich geschrieben, aber verschieden gesprochen wie *Montage – Montage* (= Homographe). Sie werden selbst im Wörterbuch als zwei verschiedene Stichwörter geführt. Homonymie zweier Lexeme ist aber nicht zu verwechseln mit der Mehrdeutigkeit/Polysemie eines einzigen Lexems. Die meisten, wenn nicht sogar alle Lexeme haben mehrere potentielle Bedeutungen. Sie werden im Wörterbuch unter einem einzigen Stichwort geführt (*Gang*). Beim Gebrauch des Lexems im Satz/Text sorgt der Zusammenhang, der Kontext meist dafür, dass nur eine der Bedeutungen aktualisiert wird: *Er bemühte sich um einen aufrechten Gang.*

Als Einheiten des Lexikons bilden die Lexeme das Inventar an sprachlichen Zeichen, die bei der Bildung von Äußerungen verwendet, mit Hilfe grammatischer Regeln zu Sätzen in Texten verknüpft werden.

Lexeme können dreierlei Gestalt aufweisen. Sie sind:

- a) einfache Wörter (*Haus, wohnen, hoch*),
- b) komplexe Wörter (*hausen, Bewohner, haushoch*),
- c) feste Wortgruppen, Redewendungen (*sich etwas hinter die Ohren schreiben* für <ich etwas gut merken>).

Lexeme sind nicht selbst Sätze, sondern eine bestimmte Bedeutung tragende Bestandteile von Sätzen, gleichsam Fertigelemente, die nach syntaktischen Regeln miteinander verbunden werden.

Lexeme muss man als „Vokabeln“ einer Sprache mit ihren konventionell festgelegten Bedeutungen erlernen, d. h. im Langzeitgedächtnis speichern. Man muss sich nicht nur einprägen, welche gedankliche Vorstellung mit der Lautgestalt [haus] bzw. mit dem Schriftbild ›Haus‹ im Deutschen verbunden wird, wenn man andere Menschen verstehen und sich ihnen verständlich machen will. Man muss sich auch merken, dass *hausen* nicht <ein Haus bauen> oder <ein Haus beziehen> oder <Häuser verwalten> bedeutet, sondern <in einem

Haus wohnen›. Die konventionelle Bedeutung von *hausen* wird im Gedächtnis zwar durch die Bedeutungen der Morpheme /haus/ und /en/ gestützt, ist aber nicht direkt aus ihnen ableitbar.

Die anderen Bedeutungen (wie auch noch weitere) wären durchaus möglich, sind aber nicht üblich, nicht in das überindividuelle Lexikon der deutschen Sprache aufgenommen worden. Trotzdem wäre eine nicht lexikalisierte Augenblicksbildung eines genervten Häuslebauers wie die folgende in einschlägigem Zusammenhang nicht unverständlich: *Langsam habe ich die Nase voll. Ich *hause jetzt schon seit eineinhalb Jahren!*

Solche Augenblicksbildungen sind verständlich, weil ihre Bauweise durchsichtig (motiviert) ist. Trotzdem bleiben sie meist Gelegenheitsbildungen, die schnell wieder verschwinden (*Der Zug schneckt durch die Landschaft*. DIE ZEIT vom 26.01.1966, S. 15). Nur wenn sie von anderen Menschen aufgenommen und verbreitet werden, können sie sich durchsetzen und in das allgemeine Lexikon aufgenommen werden (vgl. *sim* für SMS nutzen, also ›Kurztexte mit dem Mobiltelefon verschicken und empfangen‹ oder *wuppen* für ›mit einem Ruck hochheben, mit Kraftanstrengung bewältigen‹).

Auch feste, formelhaft verwendete Redewendungen (Phraseologismen oder kürzer: Phraseme) sind Lexeme, weil ihre Bedeutungen nur teilweise durchsichtig sind und deshalb gelernt werden müssen (vgl. englische Idioms!). Ein solches Lexem weist allerdings die Besonderheit auf, dass es aus mehreren selbstständigen, nur syntaktisch verknüpften Wörtern besteht; es wird deshalb „Wortgruppenlexem“ genannt. Man kann die Bedeutung eines solchen Lexems nicht ohne weiteres aus den Bedeutungen der Einzelwörter und ihrer grammatischen Verbindung ablesen, z. B.: *bei jemandem einen Stein im Brett haben* für ›das Wohlwollen einer Person genießen‹. Die Formelhaftigkeit eines solchen Lexems lässt sich auch daran erkennen, dass nur sehr bedingt Bestandteile ausgetauscht, hinzugefügt oder weggelassen werden dürfen: **einen Fels im Brett haben*, **einen Edelstein im Brett haben*, **einen harten Stein im Brett haben*, **einen Stein auf dem Brett haben*, **einen Stein im Brett besitzen*. Bei der Redewendung *sich etwas hinter die Ohren schreiben* steht die Bedeutung ›sich etwas gut merken‹ zwar in einer gewissen inhaltlichen Beziehung zu *Ohr* (mit dem man hört, was man sich merken soll), das als teilmotivierende „Schlüsselkomponente“ fungiert, ist aber ebenfalls nicht vollständig aus den Bestandteilen der Redewendung ableitbar.

Ganz anders verhält es sich mit „freien“ syntaktisch gefügten Wortgruppen (z. B. *eine Tasse Kaffee trinken*, *eine Tasse Tee trinken*, *eine Tasse Kaffee leeren* ...) und mit ganzen Sätzen. Sie stellen keine sprachlichen Einheiten dar, deren Gesamtbedeutung man sich merken muss. Es genügt, die Bedeutungen der beteiligten Wörter/Lexeme zu kennen und dazu die syntaktische Konstruktion, d. h. das grammatische Satzbaumuster. Mit diesen Hilfen kann man auch ganz ungewöhnliche und einmalige Ausdrücke bilden und verstehen: *Die rote Raupe Rosalin fliegt heute noch nach Warschau hin!* Freie Wortgruppen/Syntagmen und Sätze sind deshalb keine Einheiten des Lexikons, keine Lexeme.

III. Was sind Bedeutungen?

Lexeme sind sprachliche Zeichen, die es den Menschen erlauben, Vorstellungen zu entwickeln, Gefühle auszudrücken und Gedanken auszutauschen. Ohne dieses Medium, also auf direktem Wege, ist das nur sehr eingeschränkt möglich. Sprachzeichen bestehen aus einem mit Ohr bzw. Auge wahrnehmbaren materiellen Teil, dem Lautkörper bzw. Schriftbild, sowie einem nicht mit den Sinnen wahrnehmbaren immateriellen Teil, der Bedeutung. Beide Teile gehören nicht von Natur aus zusammen, sondern sind von der jeweiligen Sprachgemeinschaft durch Vereinbarung/Konvention fest miteinander verbunden und werden so von Generation zu Generation weitergegeben.

Zeichen = Lautkörper [bal] + Bedeutung
 = Schriftbild ›Ball‹ + Bedeutung

Die Bedeutung eines Sprachzeichens ist an eine Vorstellung im menschlichen Bewusstsein gebunden. Sie darf nicht mit dem vom Sprecher oder Schreiber gemeinten Gegenstand, Vorgang oder Sachverhalt in der außersprachlichen Welt gleichgesetzt werden, auf die man mit Hilfe des Zeichens verweist, auf die man Bezug nimmt (referiert). Dieses Gemeinte (das Referenzobjekt oder Denotat) liegt außerhalb des Sprachzeichens.

Zeichen → Referent/Denotat



Wie man gestisch mit dem Finger auf einen gemeinten Gegenstand zeigt, so kann man auch mit Hilfe eines Sprachzeichens auf ihn hinweisen. Lexeme als Zeichen können also als „gefrorene Zeigegesten“ eines Menschen verstanden werden:

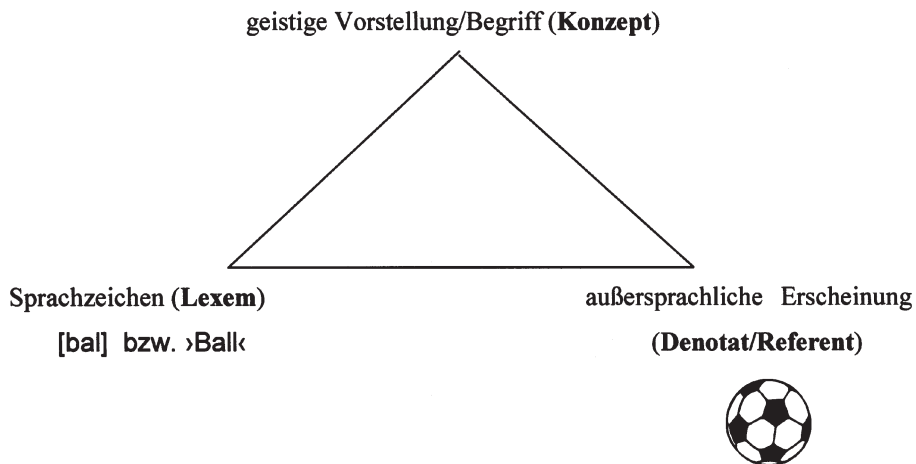


Die Bedeutung des Sprachzeichens/Lexems ist seine inhaltliche Seite, die beim Zeichenbenutzer, dem Sprecher/Schreiber, wie auch dem Hörer/Leser einen im Gedächtnis gespeicherten Bewusstseinsinhalt aktiviert. Dieser Bewusstseinsinhalt ist ein Teil des gesamten Wissens der Person, seiner Welterfahrung, die von seinen Sinneswahrnehmungen und deren geistiger Ordnung und Speicherung geprägt ist. Man bezeichnet diesen Bewusstseinsinhalt, besonders in der Kognitionspsychologie, als „Konzept“. Konzepte sind gleichsam Interpretationen der wahrgenommenen und vorgestellten Welt, sind Vorstellungen von Denotaten. Sie stehen dem sehr nahe, was man in Philosophie und Logik als „Begriff“ bezeichnet.

Nicht für jedes Konzept steht auch ein Sprachzeichen zur Verfügung. Konzeptionell haben wir z. B. ziemlich deutliche Vorstellungen von den menschlichen Handlungen der Aufnahme fester und flüssiger Nahrung sowie von den Zuständen des Menschen davor und danach. Den Handlungskonzepten entsprechen die sprachlichen Bezeichnungen *essen* und *trinken*, den Zustandskonzepten davor *hungrig* und *durstig*. Für das Zustandskonzept nach gestilltem Hunger existiert das Sprachzeichen *satt*; es gibt aber keine Entsprechung für das Zustandskonzept bei gestilltem Durst.

Für sehr viele Konzepte gibt es allerdings Sprachzeichen. Dies eben sind die Lexeme.

[allgemeines Weltwissen über die Klasse der Gegenstände, die wir BALL nennen]



Im Bewusstsein der Menschen entstehen grundlegende Konzepte wie z. B. die Vorstellung des „Raumes“, in dem sich Objekte befinden, eine bestimmte Position einnehmen und verändern können, sehr früh beim Spielen des Kleinkindes, das stundenlang Bauklötze aufeinander legt und als Turm umstürzen lässt oder das Gegenstände immer wieder in ein Gefäß füllt und dieses leert. Es entwickeln sich anfangs noch recht vage Vorstellungen von Raumrelationen, die später mit den Wörtern *auf*, *unter*, *neben*, *in* ... mitteilbar gemacht werden können. Solche Basiskonzepte sind z. T. wahrscheinlich universell, d. h. nur von den angeborenen Wahrnehmungs- und Verarbeitungsfähigkeiten des Menschen abhängig, nicht von einzelnen Kulturen und Einzelsprachen.

Wenn das Kind die ersten Wörter einer Sprache erlernt (etwa gegen Ende des ersten Lebensjahres), erfasst es nur in einem längeren Lernprozess die damit verbundenen Konzepte. Am Anfang stehen ganzheitliche, erlebnisgespeiste Vorstellungsbilder: *Hund* oder *Wauwau* stehen in einem vagen Zusammenhang mit einem herumspringenden und kläffenden vierbeinigen Wesen, das sich haarig anfühlt, eine feuchte Schnauze und glänzende Augen hat. Das Wort steht also für Erfahrungen mit dem Familiendackel Waldi, weist bald aber auch auf Hunde in der Nachbarschaft hin, die anders aussehen als Waldi, ja sogar auf ein bestimmtes Stofftier oder die Abbildung eines Hundes, nicht aber (wie zurückge-

wiesene Bezeichnungsversuche des Kindes zeigen) auf die Katze der Familie, nicht auf die Kuh auf der Wiese, auch nicht auf den Pelzmantel der Mutter oder den springenden Ball. Das Denotat und damit der Bedeutungsumfang des Wortes gleichen zuerst nicht denen in der Erwachsenensprache, sie entwickeln sich und nähern sich ihnen allmählich an.

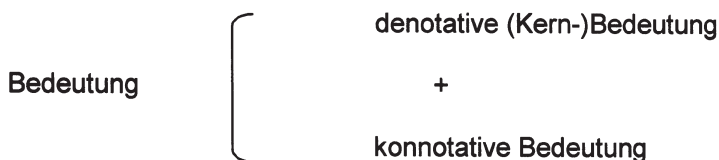
Dieser Bedeutungserwerb ist ein komplizierter Lernprozess, der von zwei Faktoren gesteuert wird: einerseits von der Wahrnehmung des Kindes und deren kognitiver Verarbeitung (es entdeckt unterschiedliche Ähnlichkeiten zwischen mehreren wahrgenommenen Situationen/Phänomenen), andererseits vom Sprachgebrauch der Bezugspersonen (es wird durch die gleiche Bezeichnung der Erwachsenen für verschiedene Phänomene auf Ähnlichkeiten zwischen diesen aufmerksam gemacht). Verschiedene Ereignisse, bei denen bestimmte Objekt-Wahrnehmungen und Erlebnisse des Kindes mit der akustischen Wahrnehmung des Ausdrucks *Hund* zusammentreffen, leiten dazu an, nach wiederkehrenden Elementen, nach Gemeinsamkeiten der Hund-Erlebnisse zu suchen. Das können z. B. sein: Bellen, Laufen, Springen, Gestalt: Kopf + Rumpf + Schwanz + vier Beine, haariges Fell, glänzende Augen, feuchte Schnauze ... Es können auch sein: Nachziehen einer Pfote, Schlappohr, Farbe des Fells ... Erst allmählich und mit Hilfe der Bezugspersonen lernt das Kind, welche Merkmale der wahrgenommenen Erscheinungen als wesentlich (essentiell) und welche als unwesentlich (akzidentiell) anzusehen sind, welche Merkmale *Hund* von *Katze* oder *Fell* unterscheiden. Die Begriffsbildung ist also ein permanenter Prozess der Entwicklung, Überprüfung und Veränderung von Konzepten. Mit der Zeit passt das Kind sein Konzept immer mehr dem Konzept der Bezugspersonen, d. h. auch den Lexemen der Allgemeinsprache an. So erlernt es die konventionelle Bedeutung eines Sprachzeichens, grenzt es von den Bedeutungen anderer Sprachzeichen ab und vergrößert seinen Wortschatz: *Hund, Katze, Kuh, Ball, Mantel* ...

Für die Beschreibung der Entwicklung vom ganzheitlichen Vorstellungsbild zum Begriff/Konzept mit einzelnen Begriffsmerkmalen hat sich die Unterscheidung zwischen extensionaler Bedeutung und intensionaler Bedeutung als nützlich erwiesen. Extension stellt das Wissen dar, das jemand über die Klasse der Erscheinungen (Referenz-Objekte = Referenten/Denotate) hat, die mit einem Lexem bezeichnet werden. So kann man bei Angabe der Extension von BAUM schlicht aufzählen: Buche, Kastanie, Birke, Tanne, Fichte, Eiche, Erle ... Intension dagegen bezieht sich auf die definierenden Eigenschaften der Wortbedeutung. Bei BAUM sind das in der Vorstellung und nach dem Weltwissen eines 5- bis 6-jährigen Kindes (nach Szagun, 1983) die Merkmale <groß, mit Stamm, Krone, Ästen und Blättern ausgestattet, Weihnachtsbäume und Tannen mit Nadeln, zum Klettern geeignet, wachsend, mit sich verfärbenden und abfallenden Blättern, Früchte tragend ...>. Bei einem älteren Schulkind kommen dann Merkmale hinzu: <Lebewesen, Pflanzen, Laubbäume und Nadelbäume mit verschiedenen Baumarten, blühen, liefern Holz und Obst, sorgen für gute Luft, sind schön ...>. Wer die Bedeutung eines Lexems/Wortes untersucht, darf sich nicht auf einen der beiden Aspekte allein beziehen, er muss Extension und Intension berücksichtigen.

Lexembedeutungen sind (und bleiben auch in späteren Lebensjahren) bei aller Konventionalität, ohne die wir uns nicht verständigen könnten, in erheblichem Maße vage, subjektiv und veränderlich. Die Bedeutung eines Lexems ist nicht bei allen Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft völlig gleich. Die individuell verschiedenen Lebenserfahrungen, das

unterschiedliche Weltwissen und die darin enthaltenen Konzepte können mehr oder minder stark von einander abweichen. So sind sich nicht alle kompetenten Sprecher des Deutschen darin einig, ob z. B. das mit *Sessel* bezeichnete Objekt immer gepolstert sein muss oder in jedem Fall Armlehnen haben muss. Was genau unterscheidet die Konzepte der Sitzgelegenheiten, die Bedeutungen der Lexeme *Sessel* und *Stuhl*? Uneinig können sich verschiedene Sprecher auch darin sein, ob ein bestimmtes Trinkgefäß als *Tasse* oder als *Becher* zu bezeichnen ist. Und ab wann geht eine *Tasse* in eine *Schale* über?

Die Unterschiede individueller Konzepte sind freilich im Allgemeinen nicht so groß, dass dadurch die sprachliche Verständigung stark behindert oder gar verhindert wird. Immerhin sorgen sie für eine gewisse Unschärfe der überindividuellen vereinbarten Bedeutungen der Lexeme. Lässt sich über die denotativ-begriffliche Bedeutung (sie gibt also an, auf welche „Objekte“ sich das Lexem beziehen kann: Funktion der Benennung und Identifikation) noch weitgehend Übereinstimmung feststellen – diese Bedeutung wird dann auch in den Wörterbüchern beschrieben –, so wird der äußere Randbereich einer Bedeutung (konnotative Bedeutung) mit seinen assoziativen Zusatzinformationen zunehmend vage. Zu den Begleitvorstellungen des Randbereichs zählen z. B. positive und negative Bewertungen (*Dame, Frau, Weib*), emotionale Färbungen (*Streit, Freiheitskämpfer*), stilistische Nuancen nach Stilschichten (von poetisch-gehoben bis vulgär: *Seele aushauchen, Arsch zukneifen*) und Stilfärbungen (scherzhaft *bessere Hälfte*, übertreibend *Donnerwetter*, verhüllend *stilles Örtchen*), regionale Verwendungsweisen (*Schrippe, Rundstück*) und die Eigenschaft, veraltet zu sein (*Muhme, Base, Minne*).



Die Analyse der Bedeutung einzelner Lexeme wird dadurch erschwert, dass diese in der Regel nicht nur jeweils eine Bedeutung aufweisen, sondern mehrdeutig sind. Die Mehrdeutigkeit (Polysemie) ist manchmal sehr auffällig (s. *Gang*), oft aber auch eher unauffällig:

- a) *Die Tomaten waren auf dem Markt billig.*
- b) *Das Kleid sieht billig aus.*
- c) *Er ist noch einmal billig davongekommen.*
- d) *Das ist eine billige Ausrede.*
- e) *Seine Forderung ist nicht mehr als recht und billig.*

Die am häufigsten vertretene, „bevorzugte“ Bedeutung eines Lexems, die Grund- und Leitvariante unter seinen verschiedenen Lesarten, nennt man seine Kernbedeutung. Die Kernbedeutung des Lexems *billig* ist zweifellos <preisgünstig>. So muss man in dem ersten Beispielsatz für die Tomaten verhältnismäßig wenig Geld bezahlen. Beim *billigen Kleid* ist diese Bedeutung zwar auch noch zu erkennen, aber sie tritt etwas in den Hintergrund und wird von einer abschätzigen Wertung überdeckt. Das Kleid macht den Eindruck, als sei es auch <nicht viel wert, minderwertig>. Zwischen <preisgünstig> und <minderwertig> besteht

aber ein klarer Bedeutungsunterschied, wenngleich man noch gut nachvollziehen kann, welche Überlegungen von der ersten zur zweiten Lesart des Lexems geführt haben. Es ist bei Eintritt des Lexems in den neuen Zusammenhang, in den neuen Kontext, zu einer „Konzeptverschiebung“ gekommen.

Der dritte Beispielsatz zeigt eine andere semantische Verschiebung: Auch hier muss jemand wenig „bezahlen“, aber nicht bei einem Kauf und nicht unbedingt mit Geld, sondern er hat für etwas nur eine geringe Gegenleistung erbracht oder sich <mit geringerem Einsatz> aus einer unangenehmen Situation befreien können, in der eigentlich mehr von ihm zu erwarten gewesen wäre. Der Einsatz von Geld wird also überdeckt von einem Einsatz an Kraft, Anstrengung. Wird eine solche Übertragung vom Materiellen in den Bereich geistiger Anstrengung als allzu gering beurteilt, ergibt sich (wie schon beim *billigen Kleid*) eine negative Wertung. Die *billige Ausrede* ist zu einfach, ist <primitiv>. Ohne negative Wertung erscheint die *billige Forderung* weder zu niedrig, noch zu hoch, sondern gerade <angemessen, berechtigt>.

Die verschiedenen Bedeutungen des Lexems bilden zusammen dessen Bedeutungspotential, das im Lexikon gespeichert ist. Sie sind durch gemeinsame Merkmale miteinander verwandt und lassen sich als „Lesartenfamilie“ oder „Konzeptfamilie“ zusammenfassen. Bei der konkreten Verwendung des Lexems im Satz sorgt dann in den meisten Fällen der Kontext dafür, dass nur eine der Bedeutungen aktualisiert wird. Der Kontext trägt also zur aktuellen Bedeutung bei; er macht das an sich mehrdeutige Wort eindeutig (= aktuelle Monosemierung des an sich polysemen Lexems im Satz).

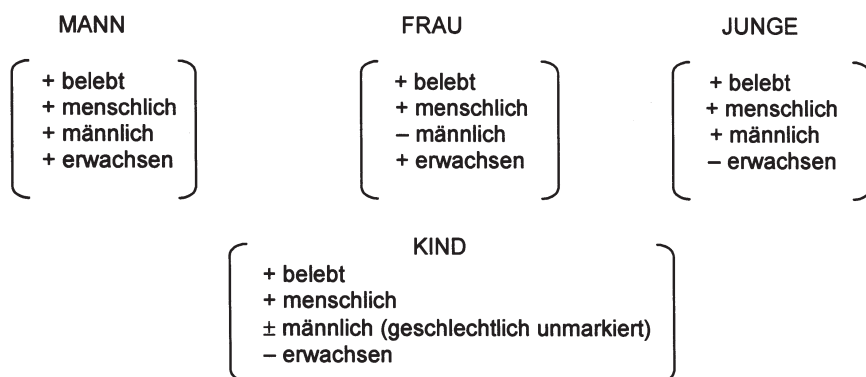
IV. Wie lassen sich Bedeutungen beschreiben?

Was ist eine *WENDELTREPPE*?

Wenn eine solche Frage nach der Bedeutung des genannten Lexems gestellt wird, ist die einfachste und intuitiv nächst liegende Antwort eine Beschreibung mit Hilfe anderer Wörter (Paraphrasierung), bei diesem Lexem zumeist unterstützt durch Gestik, die bildlich-motorisch auf das gemeinte Referenzobjekt hinweist (eine kreisende, sich empor-schraubende Bewegung mit der Hand). Die Paraphrase könnte in diesem Fall etwa so lauten: «eine Treppe, deren Stufen nicht in gerader Linie, sondern in Form einer Spirale nach oben führen». Mit ähnlichen Umschreibungen arbeiten bis heute die meisten einsprachigen Wörterbücher, wenn sie Bedeutungsangaben enthalten.

Anspruchvoller als das Paraphrasieren ist der Versuch einer klassischen Definition. Dabei wird der Oberbegriff (das Genus proximum) gesucht, hier also *Treppe*, und die Unterschiede zu andern Treppen, die besonderen Merkmale (die *Differentia specifica*) dieser Erscheinung werden herausgestellt. Die Definition ist zwar stärker formalisiert, kommt aber zumeist nicht zu viel anderen Ergebnissen als die Umschreibung mit anderen Wörtern.

Auch die linguistische Disziplin, die sich mit Bedeutungen beschäftigt, die Semantik, ist als strukturalistische Semantik methodisch zunächst so vorgegangen, dass sie die Bedeutungen der Lexeme in einzelne semantische Merkmale (auch *Seme* genannt) zerlegt hat. Und zur Bezeichnung dieser Merkmale griff man auf sprachliche Ausdrücke zurück:



Ein solches Vorgehen beschreibt die Bedeutung eines Lexems im Vergleich mit anderen Lexemen, unterscheidet zwischen gemeinsamen Merkmalen und solchen, die nur dem einen Lexem zukommen, seine Besonderheit ausmachen:

GREIS

+ belebt
+ menschlich
+ männlich
+ erwachsen
+ sehr alt

Auf Grund gemeinsamer Merkmale der Lexeme ist es möglich, ganze Wortfelder zu untersuchen, Gruppen bedeutungsverwandter Wörter wie etwa die Personenbezeichnungen im Bereich der Verwandtschaftsbeziehungen (*Mutter, Onkel, Base, Vetter, Großvater, Schwester, Sohn, Enkel, Oheim ...*), die Gewässerbezeichnungen (*Fluss, See, Bach, Rinn- sal, Pfütze, Meer, Kanal, Teich ...*) oder die Verben des Sagens (*sprechen, schreien, flü- stern, stottern ...*) oder die der Fortbewegung (*laufen, springen, hinken, steigen, rennen ...*).

Binnengewässer

Seme \ Lexeme	fließend	stehend	natürlich	künstlich	sehr groß	groß	klein	sehr klein	linear	flächig
Strom	+	-	+	-	+	-	-	-	+	-
Fluß	+	-	+	-	-	+	-	-	+	-
Bach	+	-	+	-	-	-	+	-	+	-
Rinn- sal	+	-	+	-	-	-	+	+	+	-
Kanal	-	+	-	+	-	-	-	-	+	-
Graben	-	+	-	+	-	-	+	-	+	-
Meer	-	+	+	-	-	+	-	-	-	+
See m.	-	+	+	-	-	+	-	-	-	+
Tümpel	-	+	+	-	-	-	+	-	-	+
Pfütze	-	+	+	-	-	-	+	+	-	+
Teich	-	+	+	-	-	-	-	-	-	+
Becken	-	+	-	+	-	-	-	+	-	+

Aus: G. H. Blanke, Einführung in die semantische Analyse. München, Hueber 1973. S. 70.

Statt Lexembedeutungen in Merkmalsbündel zu zerlegen oder Lexeme und Merkmale in einer Matrix einander zuzuordnen hat man auch versucht, die semantischen Beziehungen zwischen bedeutungsähnlichen Lexemen durch graphische Darstellungen und auch durch Stammbaumskizzen zu verdeutlichen:

Die Ergebnisse einer solchen Merkmal-Semantik sind beachtlich. In der in Deutschland entwickelten inhaltbezogenen Sprachwissenschaft hat man die Arbeit mit Wortfeldern intensiv betrieben und auch für die Wortschatzarbeit im Sprachunterricht empfohlen. In der strukturalistischen Linguistik hat man die semantischen Beziehungen zwischen den Lexemen genau untersucht und die Erscheinungen der Synonymie, der Antonymie, der Hyponymie, der Paronymie beschrieben. Darauf wird im nächsten Abschnitt näher einzugehen sein.

Die Merkmal-Semantik hat aber auch ihre Schwachstellen. Sind die semantischen Merkmale gleich gewichtig, oder gibt es eine Hierarchie unter ihnen? Lässt sich bei einem Merkmal immer nur zwischen + und – und \pm (= „unmarkiert“) unterscheiden, oder gibt es auch mittlere Werte, gar eine Skala von Werten (z. B. bei Temperaturangaben nicht nur \pm hoch wie in *heiß* und *kalt*, sondern auch etwas dazwischen wie bei *warm* und *lau*)? Wie verfährt man mit mehrdeutigen Lexemen (wie z. B. *Untiefe* mit den Bedeutungen <gefährlich flache Stelle im Wasser> und <unergründlich tiefes Gewässer>)? Darf man bei der semantischen Analyse die Abhängigkeit der Bedeutung vom jeweiligen Kontext einfach außer Acht lassen?

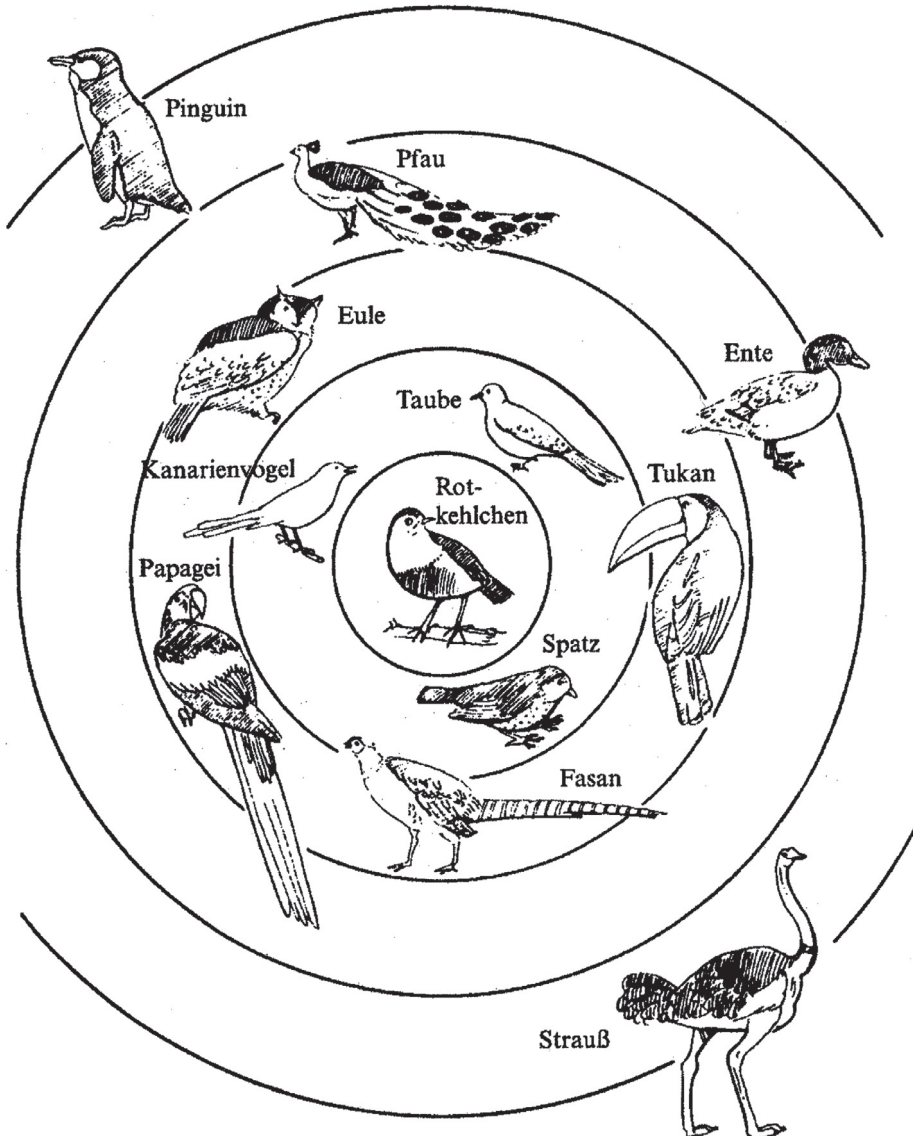
Der gewichtigste Einwand richtet sich gegen das sogenannte „Container-Modell“, auf dem die Merkmal-Semantik basiert: Die Lexem-Bedeutung wird als „Behälter“ für eine Anzahl von Merkmalen verstanden, die als notwendig, aber auch als hinreichend angesehen werden. Diese geben klare Auskunft über Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit einer Erscheinung zu einer Kategorie oder Klassenbezeichnung. Alle Lebewesen mit den Merkmalen <+ menschlich, + erwachsen, + männlich, + sehr alt> sind danach *Greise*, alle anderen, denen auch nur eins dieser Merkmale fehlt, sind es nicht.

Bezeichnen wir aber wirklich jeden sehr alten Mann als *Greis*, auch wenn er noch sehr vital ist? Muss er in dem Fall nicht schon recht gebrechlich wirken? Ist es nicht bis zu einem gewissen Grade Ermessenssache und von der Einschätzung und der Mitteilungsabsicht des Sprechers abhängig, ob er jemanden als *Greis* bezeichnet? Vielleicht gehören für ihn Merkmale wie <weißes Haar> oder <Ehrwürdigkeit> zu den Faktoren, welche die Wortwahl steuern.

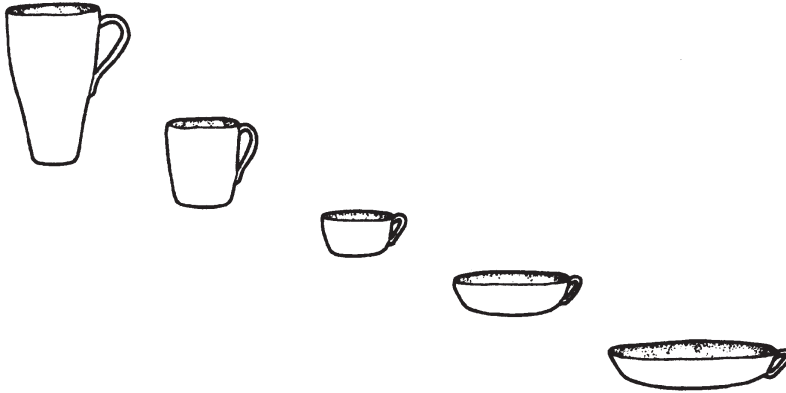
Solche Kritik wird vor allem von der kognitiven Semantik vorgebracht. Sie geht einen anderen Weg. Enzyklopädisches Weltwissen und Sprachwissen sind für sie untrennbar miteinander verbunden. Lexeme und ihre Bedeutungen folgen der „Konzeptualisierung“ im Rahmen der Wirklichkeitswahrnehmung und Erfahrungsspeicherung (Zusammenfassung einer Klasse von Erscheinungen unter einem ihnen gemeinsamen Merkmal führt zur Bildung von Konzepten/Begriffen) und sind deshalb sehr flexibel. Die Kernbedeutung eines Lexems verweist auf ein prototypisches Referenzobjekt, das Lexem ist darüber hinaus aber auch Bezeichnung für weitere Objekte, die nicht alle Merkmale des Prototyps aufweisen müssen.

Prototypischer *VOGEL* ist in unserem Kulturkreis etwa das *Rotkehlchen*, wohl auch die *Meise* und der *Sperling*. Jedenfalls handelt es sich um ein relativ kleines Tier, das fliegen kann, ein Nest baut und Eier legt. Vielleicht gehört zu den gespeicherten Erfahrungen auch, dass es Flügel, Federn und einen Schnabel besitzt. Dieser prototypischen Vorstellung entspricht als „bestes Exemplar“ der Kategorie dann etwa das Rotkehlchen. Bei Kindern löst oft schon die Mitteilung Erstaunen aus, dass auch Hühner Vögel seien, obwohl sie doch

gar nicht richtig fliegen. Noch weit „schlechtere Exemplare“ der Kategorie VOGEL sind aber der *Strauß* und der *Pinguin*. Sie unterscheiden sich nach Größe, Gestalt und Verhalten erheblich vom Prototyp.



Der Prototyp der *TASSE* ist für die meisten Deutschen ein Gefäß zum Trinken von Kaffee oder Tee, das einen Henkel aufweist, 5 bis 10 cm hoch ist und nach oben breiter wird, hergestellt aus Porzellan oder Steingut.



Muss aber jedes Gefäß, das wir als *Tasse* bezeichnen (und nicht als *Vase*, *Schale*, *Becher*, *Glas*, *Kelch*), alle diese Merkmale besitzen? Ist die *TASSE*, wenn sie keinen Henkel hat, immer noch eine *Tasse*? Und wenn sie sich nicht nach oben verbreitert oder geschwungene Seiten aufweist? Wenn man Wasser daraus trinkt? Wenn sie aus Glas ist oder aus Kunststoff?

Auch hier gibt es bessere Exemplare der Kategorie, die dem Prototyp nahe stehen, und schlechtere Vertreter, die weiter von ihm entfernt sind. Und doch gibt es nicht immer eine klare Entscheidung über Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit. Die *TASSE* muss nicht immer alle prototypischen Merkmale aufweisen, es genügen oft einige, die für Ähnlichkeit der Exemplare untereinander und damit für ihre Zusammenfassung unter einem Konzept, unter einem Begriff sorgen.

Die Prototypensemantik hat man auch als „Semantik des Mehr oder Weniger“ (im Gegensatz zu einer „Semantik des Entweder-oder“) bezeichnet. Bei *FAHRZEUG* denken wir eher an ein Auto als an einen Roller, bei *VERBRECHEN* eher an Mord als an Ladendiebstahl. Und wenn die Zuordnung zu einer Kategorie uns bei schlechten Exemplaren schwer fällt, so greifen wir gern zu Formulierungen wie „Das ist eigentlich ein Vogel, eine Tasse, ein Fahrzeug ...“ oder „Das ist so eine Art Vogel ...“ Mit solchen alltagssprachlichen abschwächenden, relativierenden Äußerungen deuten wir eine gewisse Zurückhaltung gegenüber einer eindeutigen Kategorisierung an.

Als prototypisch können nicht nur Exemplare einer Kategorie angesehen werden, sondern auch die Kernbedeutungen von mehrdeutigen Lexemen. Diese müssen nicht unbedingt Gegenstände oder Lebewesen als Referenzobjekt haben, sie können auch Handlungen oder Beziehungen bezeichnen. So kann z. B. die Kernbedeutung des Verbs *GEHEN* etwa mit «Fortbewegung auf Beinen auf ein Ziel zu» umschrieben werden. Mit dieser Bedeutung wird das Lexem etwa in dem Satz *Das Kind lernt gerade gehen* gebraucht. Es gibt aber auch andere Verwendungsweisen dieses ausgesprochen vieldeutigen deutschen Verbs:

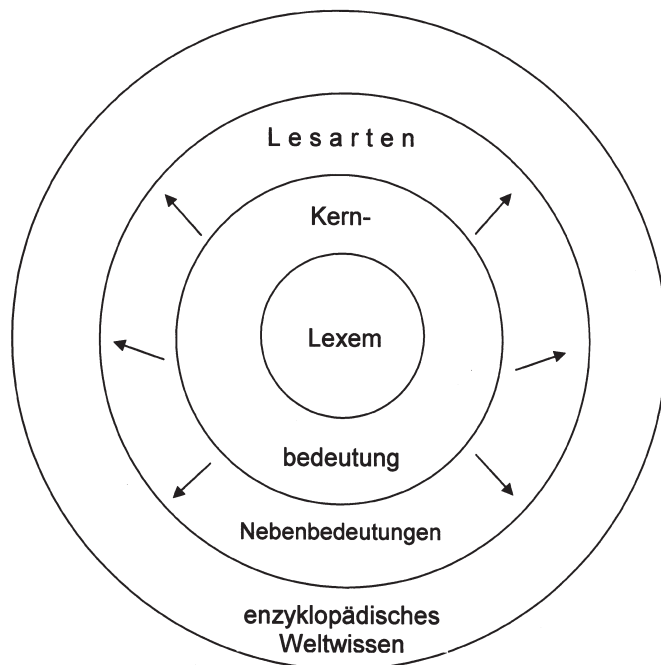
- a) Meiers gehen etwas früher.
- b) Sie geht schon zur Schule.
- c) Geh nicht an den Kuchen!
- d) Es geht auf den Winter zu.
- e) Wie geht es Ihnen?

Grundsätzlich interpretieren und „konstruieren“ Menschen eine gegebene Situation subjektiv in individueller Weise. So sagt der eine: *Das Glas ist halb voll*, der andere: *Das Glas ist halb leer*. Entsprechend kann man die Kernbedeutung eines Lexems bei seiner Verwendung in ungewöhnlichen Zusammenhängen modulieren und profilieren, indem man bei den ihm zugeordneten kognitiven Konzepten bestimmte Merkmale in den Hintergrund treten lässt und zum Verblässen bringt, andere Merkmale dagegen in den Vordergrund rückt (konzeptuelle Verschiebung von Kernbedeutungen):

So enthält das Konzept von *GEHEN* im Satz (a) immer noch die Fortbewegung auf Beinen, an die Stelle des Merkmals <auf ein Ziel zu> tritt aber jetzt das Merkmal <von einem Ausgangspunkt fort>. Im Satz (b) verblasst die prototypische Vorstellung von der Fortbewegung auf Beinen, und hervortritt der Gesichtspunkt, dass man sich regelmäßig zu einer Institution hinbewegt. Ob das <auf Beinen>, also zu Fuß geschieht oder mit einem Fahrzeug, ist unwichtig. Im Satz (c) verblasst die Vorstellung der Fortbewegung hinter der Vorstellung, dass man am Ziel etwas Bestimmtes tut (Kuchen essen). Im Satz (d) verlässt man die Vorstellung von der Fortbewegung im Raum und akzentuiert dagegen die Vorstellung von einer Fortbewegung in der Zeit (Wechsel des Wahrnehmungsbereichs, der Wissensdomäne). Und in Satz (e) wird diese Fortbewegung in der Zeit genutzt, um die Metapher vom Leben als Reise zu verwenden: Man wandelt auf dem Lebensweg, mal besser, mal schlechter.

Die kognitive Verarbeitung von Wirklichkeitserfahrungen lässt Ähnlichkeiten, Vergleichbarkeiten aufscheinen (Konzeptverwandtschaft) – Ähnlichkeit zwischen zwei Erscheinungen gehört zu den Grundprinzipien menschlicher Wahrnehmung! –, die bei der Versprachlichung der Konzepte neben die Kernbedeutung eines Lexems immer neue Nebenbedeutungen treten lassen. Sie bilden ein Netzwerk von Lesarten um die Kernbedeutung herum, die durch Ähnlichkeiten (durch gemeinsame Merkmale) miteinander verwandt sind („Familienähnlichkeit“) und eine „Lesartenfamilie“ bilden. Manche von ihnen weisen wie „schlechte Exemplare“ einer Kategorie nur noch wenige, bisweilen sogar gar keine gemeinsamen Merkmale mit der Kernbedeutung mehr auf: *Es geht um alles oder nichts*. Sie sind aber untereinander durch gemeinsame Merkmale verbunden wie einander ähnelnde Kinder, die gar nicht wie ihre Eltern aussehen.

In der kognitiven Semantik geht man zur Veranschaulichung der Polysemie der Lexeme von einem „radial“ strukturierten Beziehungsgeflecht aus: Von der Kernbedeutung, dem Mittelpunkt aus führen strahlenförmig viele miteinander vernetzte Lesarten in alle möglichen Richtungen.



Eine solche Betrachtungsweise wirft auch ein neues Licht auf die Metaphern als sprachliche „Bilder“. Sie werden nicht länger als eine Besonderheit gehobener, literarischer Sprache angesehen, sondern gelten als ganz normale, sehr gebräuchliche Form der Konzeptualisierung des Weltwissens in der Alltagssprache. Wir reden oft über abstrakte Vorstellungen, indem wir Ausdrücke eines konkreten, anschaulichen Vorstellungsbereichs verwenden. So werden etwa Gefühle mit Ausdrücken aus dem Bereich der Temperaturen beschrieben: *Ich kann mit ihm nicht warm werden. – Er entbrannte in heißer Liebe. – Er wurde kühl empfangen. – Ihn überkam kalts Grausen.* Oder die oben bereits erwähnte Metapher vom Leben als Reise führt zu Wendungen wie: *noch einen langen Weg vor sich haben – vor einem Abgrund stehen – vom rechten Wege abkommen – gut vorankommen – einen anderen Weg einschlagen.* Auch der Wechsel von einer Konzeptualisierungsdomäne (z. B. Raum) in eine andere (z. B. Zeit) kann schon als Metaphernbildung verstanden werden: *Der Augenblick der Entscheidung ist nun herbeigekommen.* Metaphorische Verwendung eines Lexems ist also die Profilierung seiner Bedeutung mit Hilfe einer weiteren Lesart. Oder allgemein gesagt: Eine Metapher ist die Konzeptualisierung von Erfahrungen einer Domäne (Zielkonzept als Bildempfänger) mit Hilfe von Ausdrücken einer anderen Domäne (Ausgangskonzept als Bildspender). Konzeptuelle Metaphern lassen sich deshalb in das Radialmodell der Lexembedeutungen integrieren.

Die ältere Merkmalsemantik und die jüngere Prototypensemantik schließen sich als Beschreibungsmodelle für Lexembedeutungen gegenseitig nicht aus, sondern ergänzen sich. Mit semantischen Merkmalen arbeiten beide Richtungen, mit dem Unterschied, dass es bei der Prototypensemantik nicht ausschließlich notwendige und hinreichende Merk-

male einer Bedeutung gibt, sondern auch solche, die zwar nicht notwendig, aber doch „typisch“ sind (z. B. das Merkmal <kann fliegen> bei VOGEL).

Außer der Prototypensemantik hat die Kognitive Linguistik noch ein weiteres semantisches Beschreibungsmodell entwickelt, das von der Speicherung stereotyper Vorstellungen im Gedächtnis ausgeht. Als Stereotyp gelten dabei (ähnlich wie beim Vorurteil) starre kollektive Ansichten und Urteile über Gegenstände, Personen, Sachverhalte, an Lexembedeutungen gebundene Standardannahmen über Außersprachliches, die sich keineswegs nur auf notwendige, manchmal sogar auf unzutreffende Bedeutungsmerkmale stützen (ein *Walfisch* ist eben kein FISCH).

Bei Aufgabe der Unterscheidung von allgemeinem Weltwissen und Sprachwissen spielen Wissensrepräsentationen in der Kognitiven Semantik überhaupt eine zentrale Rolle. Unter den Termini Rahmen (Frame) oder Schema fasst man unser gebündeltes Erfahrungswissen als Tatsachenwissen („was es gibt“), unter Skript („Drehbuch“) als Prozeduralwissen („wie etwas geschieht“) zusammen; beide Wissenformen steuern unsere Normalitätserwartungen und dann auch unsere (sprachlichen wie nichtsprachlichen) Handlungen. So lässt sich bei der Analyse eines Objekt-Frames z. B. untersuchen, welche Konzepte zu ZIMMER gehören (besteht aus Wänden, Fußboden, Decke, wird von Menschen bewohnt/genutzt, ist Teil eines Gebäudes, ist durch Türen zugänglich, weist Fenster auf ...). Ein Skript wie z. B. der RESTAURANTBESUCH besteht aus einer festen, modellhaften Folge komplexer Ereignisse und Handlungen (Restaurant betreten, an einem Tisch Platz nehmen, auf Bedienung warten, aus Speisekarte auswählen, Gericht/Getränk bestellen, speisen/trinken, Rechnung verlangen, zahlen, Restaurant verlassen), bei deren Ausführung auch eine Reihe von Frames wichtig werden: OBER, SPEISEKARTE, RECHNUNG usw. Erfahrungswissen wird so mit Hilfe standardisierter Konzepte und sprachlicher Bezeichnungen für sie gespeichert und abgerufen, um häufig vorkommende Alltagssituationen schnell und reibungslos zu bewältigen.

Im Unterschied sowohl zur Merkmalsemantik wie zur Prototypensemantik ist das entscheidende Strukturierungsprinzip bei der Frame/Skript-Theorie nicht die Ähnlichkeit von Konzepten bzw. von Lexembedeutungen, sondern das gemeinsame Vorkommen und Aufeinanderbezogenheit verschiedener Konzepte eines Frames bzw. die häufige unmittelbare Abfolge verschiedener Konzepte eines Skripts. Was in Standardsituationen des täglichen Lebens gemeinsam wahrgenommen wird, wird auch so im Gedächtnis gespeichert und von dort wieder abgerufen. Die Kenntnis von Lexembedeutungen allein ermöglicht zwar eine korrekte Bezugnahme auf Denotate/Referenzobjekte unserer Welt (wir wissen schon vor dem Betreten eines Zimmers, was ein *Zimmer* ist und können es als solches sprachlich bezeichnen; wir wissen, dass ein *Restaurant* eine Einrichtung ist, in der man gegen Bezahlung etwas zu essen bekommt), aber erst bei Aktivierung unseres Wissens aus Frame und Skript wissen wir, wie wir uns in dieser Welt verhalten sollen (wir wissen, dass man vor dem Eintreten an die Zimmertür klopft, nach dem Eintreten die Tür hinter sich schließt usw.; wir wissen, wie man es anstellt, im Restaurant etwas zu essen zu bekommen).

So unterstreicht dieses Semantik-Modell die eigentlich nicht neue Erkenntnis, dass die konkrete Bedeutung eines Lexems kontextabhängig ist, dass man also nur dann weiß, was ein Lexem bedeutet, wenn man seine sprachliche Umgebung, aber eben auch seine Einbettung in eine Gebrauchssituation (situativer Kontext) berücksichtigt.

V. Wie speichern wir unseren Wortschatz im Gedächtnis?

Der Wortschatz, über den ein Mensch verfügt, wird als sein inneres „mentales Lexikon“ bezeichnet. Es handelt sich dabei um den Teil des Langzeitgedächtnisses, in dem die Lexeme einer Sprache mental repräsentiert sind. Dabei sind jedem Lexem komplexe Informationen zugeordnet: phonologische Informationen (Wie klingt das gesprochene Wort?), syntaktische (Mit welchen anderen Wörtern lässt es sich zu Wortgruppen und Sätzen verknüpfen?), morphologische (Aus welcher Bedeutung tragenden Elementen besteht das Wort? Wie wird es flektiert?) und semantische (Was bedeutet das Wort?).

Der Zugang zum mentalen Lexikon erfolgt in zweierlei Weise: Einmal geht es um die Worterkennung/Lexemerkennung durch den Hörer oder Leser, der einer wahrgenommenen Folge von Lauten oder Buchstaben die konventionelle Bedeutung zuordnen muss, um zu verstehen, was gemeint ist (word recognition). Zum anderen geht es um den Zugang durch den Sprecher oder Schreiber, der nach dem Lexem sucht, das einem bestimmten, ihm vorschwebenden Konzept angemessen ist (word retrieval).

Nicht alle gespeicherten Lexeme stehen für beide Zugriffe zur Verfügung. Man muss zwischen den Lexemen, auf die man beim Hören und Lesen zurückgreift, und denjenigen unterscheiden, mit deren Hilfe man sich äußert. Die erste Gruppe bildet zusammen den Verstehenswortschatz oder auch „rezeptiven“ Wortschatz (der Terminus „passiver“ Wortschatz ist unglücklich und sollte vermieden werden, weil er fälschlich suggeriert, dass das Verstehen keine komplizierte Tätigkeit, sondern ein bloßes Hinnehmen sei). Die zweite, deutlich kleinere Teilmenge bilden die Lexeme, die nicht nur verstanden werden, sondern auch beim Sprechen und Schreiben zum Ausdruck eigener Gedanken verwendet werden: der Mitteilungswortschatz oder auch „produktive“ Wortschatz (besser als „aktiver“ Wortschatz).

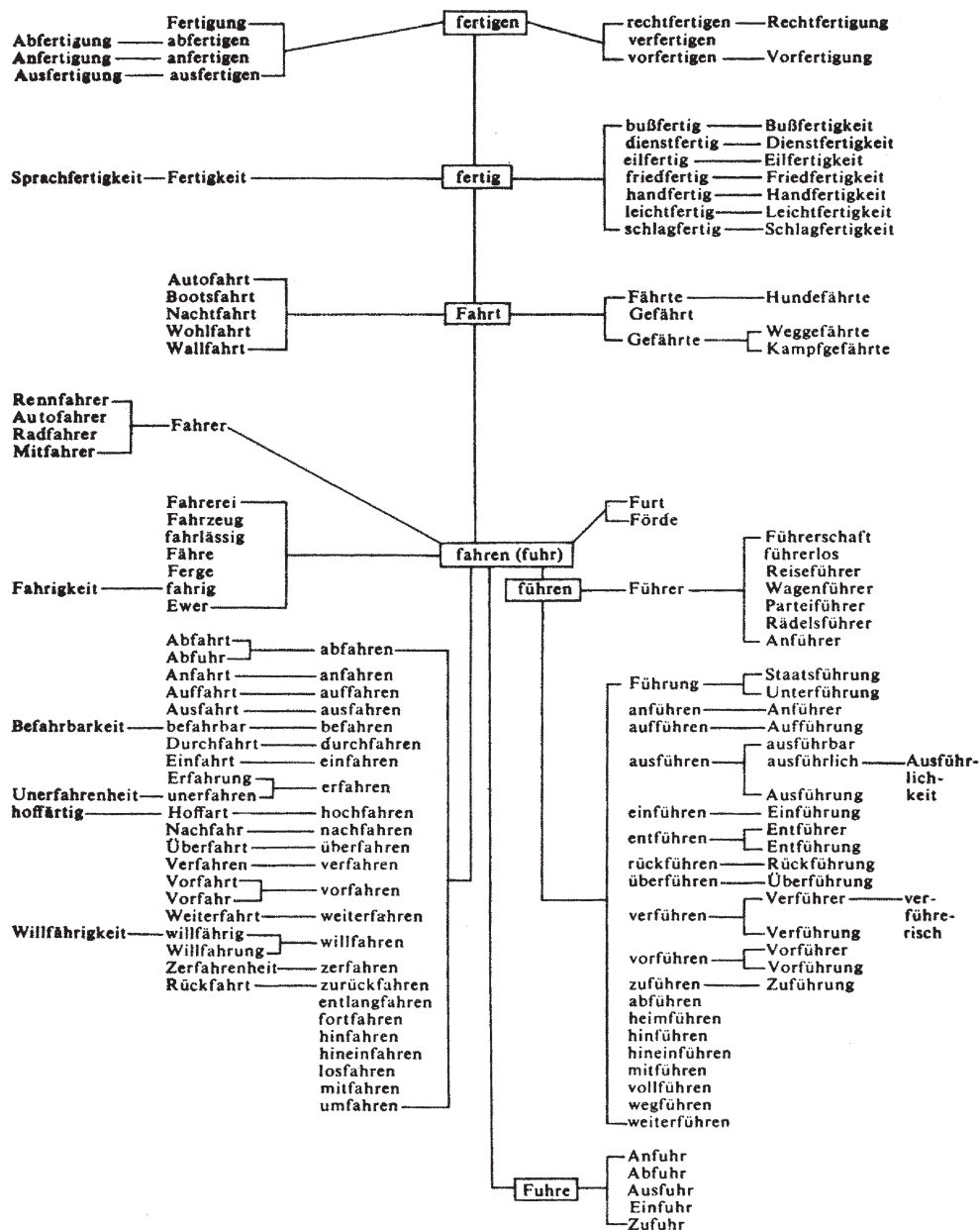
Das innere Lexikon darf nicht als eine unstrukturierte Ansammlung einzelner Sprachzeichen verstanden werden. Seine Elemente bilden vielmehr ein wohl geordnetes Ganzes, gut gegliedert und mit vielfältigen Beziehungen untereinander. Die Bedeutung eines Lexems kann grundsätzlich als Ergebnis seiner Platzierung im lexikalischen System angesehen werden. Was ein Lexem bedeutet, ist einerseits davon abhängig, welche semantischen Merkmale es aufweist, andererseits von seinen Beziehungen zu anderen Lexemen.

Wenn wir das oben beschriebene Feld der Lesarten um die Kernbedeutung eines einzelnen Lexems herum als semantische Mikrostruktur des Lexikons bezeichnen, so bildet das Beziehungsgeflecht der Lexeme untereinander seine semantische Makrostruktur.

Sowohl bei der Rezeption wie bei der Produktion von Sprache greifen wir auf Lexeme unseres mentalen Lexikons zurück. Dabei folgen wir natürlich der Ordnung dieses Lexikons und spüren (nicht immer erfolgreich, wenn ein Wort uns gleichsam „auf der Zunge liegt“, aber doch nicht einfällt) die gesuchten Lexeme auf. Beim Aufschlagen eines Wörterbuchs sind wir gewohnt, uns nach der Reihenfolge des Alphabets zu richten. Beim „Nachschlagen“ im mentalen Lexikon folgen wir anderen Ordnungsprinzipien.

Experimente haben ergeben, dass sogleich nach Identifizierung eines Wortes beim Hören oder Lesen (beim Lesen innerhalb von 200 Millisekunden) automatisch und ohne Kontrolle durch das Bewusstsein verschiedene Bedeutungen (und sogar Bedeutungen anderer

Wortfamilie „fahren“



Aus: Kleine Enzyklopädie. Die deutsche Sprache. Hrsg. v. E. Agricola, W. Fleischer, H. Protze. Leipzig: Bibliographisches Institut, 1969. Bd. 1, S. 539.